

Predigt am Sonntag von der Hochzeit zu Kana

(Johannes 2,1-12 & Jesaja 62, 1-5)

von Pfr. Dr. André Golob

Zur Hochzeit in Kana habe ich schon häufig gepredigt. Das darf auch nicht überraschen. Immerhin hören wir dieses Evangelium jedes Jahr, am Sonntag nach der Taufe Jesu. Man hat es wohl deshalb ausgewählt, weil es das erste Wirken Jesu, das erste Wunder Jesu, beschreibt.

Das war damals eine ungeheuer wichtige Sache innerhalb der Religionen: Wunder. An Wundern konnte man erkennen, dass jemand von Gott auserwählt war, ja göttliche Züge in sich trug. Die Texte vieler Religionen sind bis zum Rand gefüllt mit Schilderungen von Wundern. Es sind Geschehnisse, die den Lesern bzw. den Hörerinnen und Hörern die Münder offenstehen lassen – so beeindruckend sind sie. Wenn jemand Macht hat, Wunder zu tun, dann muss er ein Mann Gottes sein, ja gar Gottes Sohn selbst. Und solche Texte hatten natürlich auch missionarischen Charakter, sollten Außenstehende von der Göttlichkeit Jesu überzeugen.

In manchen Szenen tritt die göttliche Macht eines Auserwählten sogar an gegen andere übernatürliche Mächte und besiegt sie. Denken wir an die Schlangen des Pharaos, die von Moses Schlange gefressen werden. Ähnliche Geschichten finden wir in Märchen und Fantasyromanen. Und junge Menschen, die von Harry Potter begeistert sind, träumen davon, dass magische Sprüche unsichtbar machen, oder das Böse bannen und besiegen. Es ist tief in uns verankert, das kindliche Bedürfnis nach Magie und Wundern. Unsere Welt ist so langweilig und öde, und manchmal so frustrierend, dass man auf Zeichen wartet - es liege etwas Wunderbares hinter all dem ... und etwas Mächtiges.

Die Gefahr dabei ist, dass man dabei in einen Aberglauben abgleitet, der jeglicher Realität Hohn spricht. Wir finden solche Exzesse in evangelikalen oder reaktionär katholischen Kreisen, wo man meint, jede Form von Krankheit gesunbeten zu können, oder unter effektivem Brimborium dämonische Kräfte auszutreiben. Man will die Wunder herbeizwingen und zeigen, dass man selbst mit mächtigen Kräften

verbunden ist. Manches verkommt dabei zur Lächerlichkeit und zum Mummenschanz. Doch manch Kirche sieht es als Gottesbeweis.

Auch heute noch glaubt man, dass Gottes Macht sich im Zerschlagen von Naturgesetzen offenbart. Und als ich in einer Rundfunkpredigt über gerade diese Textstelle von der Hochzeit zu Kana sprach, bekam ich bitterböse Anrufe. Wie könne ich behaupten, Jesus hätte nicht aus Wasser Wein gemacht. Natürlich könne er das. Er sei immerhin Gottes Sohn.

Doch die Vorstellung ist doch eigentlich abgrundtief peinlich - Jesus hätte auf einer Hochzeit den Gastgeber vor einer Blamage bewahrt und den Hochzeitsgästen so einen richtigen Rausch ermöglicht - in dem er aus Wasser Wein macht. So etwas glauben Menschen tatsächlich: Gottes eigener Sohn kommt in die Welt und sein erstes Wunder ist die Verwandlung von Wasser in Alkohol. Da müssten alle Blaukreuzer zusammensucken. Und es freut sich die Leber.

Natürlich geht es hier um etwas anderes. Und wenn wir dem nach gehen, erkennen wir, dass das Evangelium überhaupt gar nicht in die Weihnachtszeit gehört. Denn es geht hier um Ostern. Das erste Indiz dafür finden wir am Anfang des Evangeliums. Dort heißt es: „Am dritten Tage fand eine Hochzeit statt in Kana.“ Allein die Zeitangabe muss uns stutzig machen und darauf hinweisen, dass das, was nun folgt, unter einer österlichen Perspektive zu betrachten ist. Am dritten Tage erstand Jesus Christus von den Toten, am dritten Tag verwandelte er Wasser in Wein. Könnte es da nicht sein, dass der Wein als Symbol für das ewige Leben gemeint ist, und das Wasser ein Bild für ein schales Leben in Leid und Bitternis?

Und schauen wir in den Text, den wir heute vom Propheten Jesaja geschenkt bekamen. Dort hören wir, welche Bedeutung in der Religion das Bild von der Hochzeit einnimmt. Bei Jesaja ist die Hochzeit ein Bild von der Vermählung der Menschen mit Gott. Ein Bild dafür, dass sich Erde und Himmel berühren. Eines der großen religiösen Missverständnisse ist es, die Welt in zwei Bereiche einzuteilen: den Bereich des Profanen, des Säkularen, also des Weltlichen auf der einen. Und dann, auf der anderen Seite, den Bereich des Heiligen, des Religiösen, des über den Tod hinaus Verweisenden. Diese Trennung war etwas, das Jesus ablehnte, ja bekämpft hat. Seiner Überzeugung nach muss beides ineinanderfließen. Das Heilige – Gott also – spricht in unser Leben hinein. Niemand macht dies klarer als die christliche Religion,

die daran glaubt, dass Gott als Mensch in die Welt getreten ist. Und als Jesus am Kreuz seinen Geist aushaucht, so schildert es die Passionsgeschichte, zerreißt der trennende Vorhang im Tempel in Stücke - er wird regelrecht zerfetzt. Ein dramatisches Schlusszeichen in der Passion, das zeigt, dass das Heilige und das Weltliche eben nicht getrennt sein dürfen. Die Welt wird durchlässig für das Heilige. Mensch und Gott begegnen sich wie Braut und Bräutigam, so sagen uns Jesaja und das heutige Evangelium.

Das Bild der Hochzeit ist also ein Bild für die Beziehung des Menschen zu Gott. Beide werden vermählt, stehen sich nicht mehr getrennt gegenüber, sondern sind verbunden in einer innigen, von Liebe durchdrungenen Einheit. Sie werden gleich. In Jesus kommt Gott in die Welt und er zeigt sich solidarisch mit den Menschen. Als Mensch lebt er wie sie, teilt seinen Alltag mit ihnen und er leidet wie sie. Und seine Solidarität nimmt kein Ende, bis er mit ihnen den Tod erleidet – einen Tod, wie er schlimmer nicht sein kann. Dafür steht das Wasser in der Hochzeitsgeschichte. Doch der Tod hat nicht das letzte Wort. Das schale Wasser wird zu Wein. Christus besiegt den Tod und er wird zum Retter der Menschheit.

Jetzt haben wir geklärt, was dieses Wunder in Kana tatsächlich meint. Es geht nicht um die Wandlung von Flüssigkeiten, sondern um den Sieg des Lebens über den Tod. Das Ganze ist eine Metapher, ein Bild für das, was am österlichen Triduum geschieht, Tod und Auferstehung Jesu Christi. Das ist es, worum es bei der Hochzeit in Kana wirklich geht: Ostern wird vergegenwärtigt.

Doch welche Weisheit, welche neue Botschaft will die Geschichte uns vermitteln? Eine solche erkennen wir, wenn wir eine Szene besonders in den Blick nehmen. Es handelt sich um die Stelle, in der seine Mutter Jesus nonverbal drängt, doch endlich etwas zu tun, da der Wein alle ist und der Hochzeitsgesellschaft nur noch Wasser zur Verfügung steht. Sie will den Wein sofort.

Sehen wir im Wein ein Symbol für die Auferstehung, so erkennen wir hier, dass Maria alles Leid für ihren Sohn verhindern will. Er soll den Wein sofort wandeln. Er soll seine Göttlichkeit schon jetzt offenbaren. Ohne eigenes Leid erdulden zu müssen, soll er die Erlösung bewerkstelligen. Maria ist eine Mutter, die - wie alle Mütter - Leid fernhalten will von ihrem Kind. Doch Ostern ohne Karfreitag gibt es nicht. Vor dem Wein der Auferstehung steht das schale Wasser des Menschseins mit all seinem Leid und seiner

Not. Auferstehung geht nur über die Menschwerdung. Jesus macht sich solidarisch mit dem Menschen, er teilt sein Los, seinen Schmerz, bis hin zum Tod. Und er will diesen Weg als Mensch zu Ende gehen, zu den Menschen stehen und für sie sogar Folter und Tod auf sich nehmen. Deshalb schnauzt er seine Mutter an: „Ti emoi kai soi, gynai“ - „was mir, was Dir, Frau?“ Ich muss da immer an den Teufel denken, der Jesus auf dem Berg bei Jericho in Verführung bringen will. „Spring doch vom Berg hinunter, fordert er Jesus auf, „Gott wird seine Engel schicken und sie werden Dich auffangen, ohne dass ein Stein Dich verletzt.“ Auf diese verführerischen Worte antwortet Jesus mit einem kurzen „Weg von mir, Satan!“ Jesus geht keine Kompromisse ein, sein Weg ist an der Seite der Menschen, mit ihnen geht er durch Leid und in den Tod.

Da sind wir doch ganz anders. Wir richten es uns schön ein, versuchen relativ gut durch Leben zu kommen, auch wenn dabei ein paar andere unter die Räder geraten. Und wir haben da unsere Mechanismen, unser schlechtes Gewissen zu beruhigen mit Almosen und Spenden. Das gönnen wir uns, denn wir haben´s ja. Wichtig ist nur, dass *unser* Wohlergehen gesichert ist, und natürlich auch das Wohlergehen unserer Kinder. Da sind wir wie Maria in Kana. Und es ist auch verständlich, denn welche liebende Mutter wünscht ihrem Kind *das* Los, das Jesus bevorsteht?

Doch so groß die Liebe auch sein mag, keine Mutter vermag zu spüren, was nur Gott im Leben ihrer Kinder zu sagen hat. Vielleicht ist die Wahl eines *schweren* Weges der richtige, der sinnvollere, für das Kind. Wir müssen - auch das zeigt uns die Geschichte von Kana - aufhören, unsere Wünsche und Träume auf unsere Kinder, auf jene, die wir lieben, zu projizieren. Sie sind nicht da, unseren Vorstellungen zu entsprechen.

Gott hatte die Wahl, uns die Freiheit zu schenken, uns ernst zu nehmen und uns so seine Wertschätzung und Liebe zum Ausdruck zu bringen; oder eben einzugreifen, von oben herab, wie in den klassischen Komödien. Dieses Bild von Gott als einer Art Märchenfee haben noch viele in ihrem Kopf. Dann wären wir aber nichts anderes als Hampelmänner, als Marionetten. Auf eine solche Weise könnten wir leben in ewiger Wonne, doch es wäre nichts anderes als ein Glückseligkeitszuchthaus – so nennt das der Theologe Eugen Drewermann. Doch Gott nimmt uns ernst und schenkt uns die Freiheit. Genauso sollen wir verfahren mit denen, die wir lieben. Liebe kann erdrücken und falsch verstanden, kann sie uns die Luft zum Atmen nehmen. Doch selbstlose Liebe hat die Freiheit des Geliebten im Sinn.

Ich habe die Vermutung, wenn ich bei Johannes ein wenig weiterblättere, dass Maria im Laufe der Jahre gelernt hat, loszulassen. Und in der Szene unter dem Kreuz, mit dem Blick auf ihren gemarterten Sohn, liegt trotz des Leids auch Stolz und Verständnis in ihrem Gesicht.

Amen